

FALLÜBERGREIFENDE ERGEBNISDARSTELLUNG

Der Anspruch der vorliegenden Arbeit besteht darin, die im Mittelpunkt stehende Personengruppe nicht anhand der vorherrschenden psychodiagnostischen Kategorien nach der Ausprägung verallgemeinerbarer Merkmale zu untersuchen, sondern sie mit einem unvoreingenommenen Blick in ihrer Individualität zu würdigen. Deshalb wurden die in der medizinischen und psychosozialen Fachliteratur entwickelten bzw. aufgeführten theoretischen Kategorien zu den Phänomenen „Migration“ und „Krankheit“ sowie der unterstellte Zusammenhang zwischen beiden, also die Annahme einer „krankmachenden Migration“, in dieser Arbeit zurückgestellt. Denn hinter den Attribuierungen „krank“ und „migriert“ geht die konkret-individuell erlebte Lebenspraxis und Gesellschaftsgeschichte verloren. Trotz aller Differenzen der individuellen Lebensgeschichten lassen sich fallübergreifende Gemeinsamkeiten feststellen:

1. Die BiographInnen betonen ihre Lebensgeschichten *am Anfang* ihrer biographischen Präsentation in eine familiale Beziehungskonstellation ein, in der unabhängig vom Geschlecht der Einfluss der Vaterfigur für die Selbstpositionierung dominant ist. Der spezifische Umgang mit der eigenen Familiengeschichte prägt die auf die Eingangssequenzen folgende Präsentation der eigenen Lebensgeschichte.
2. Die Arbeitswelt stellt in den vorliegenden Fallrekonstruktionen ein zentrales biographisches Thema dar. Über den Deutungsrahmen „Arbeit“ werden die sich in einem biographischen Prozess verzahnenden individuellen und gesellschaftlichen Bedeutungsschichten kommuniziert. In den Bedeutungszuschreibungen dieser Erfahrungsdimension bildet sich ein Gegenwarts- und Vergangenheitserleben in einem sich wechselseitig aufeinander beziehenden und dynamisierenden Prozess ab.
3. Die biographische Bedeutung der Migration konstituiert sich aus dem Wechselprozess der lebens- und familiengeschichtlichen Erfahrungen im Herkunftsland mit den Bedingungen und Erfahrungen, auf die die BiographInnen im Migrationsland treffen und die sie mittels biographischer und struktureller Ressourcen gestalten

Diskussion der Eingangssequenzen

Eine zentrale Erkenntnis der ausführlich vorgestellten Fallrekonstruktionen ergibt sich daraus, dass die BiographInnen im Intervieweinstieg typischerweise zunächst ihre eigene Geschichte in Bezug auf die Familiengeschichte ent-

werfen, sie dann aber z.T. wieder ausblenden, indem sie die Gegenwart von der Vergangenheit abtrennen. Zwar führten die BiographInnen in der Eingangssequenz ihre Familie als biographiesteuende Instanz ein, sparten aber in den folgenden Darstellungen mit der Herkunftsfamilie verbundene belastende Themen bzw. Erfahrungen aus. Die Thematisierungen familiengeschichtlich problematischer Themen erwiesen sich durchweg als schwierig.

Nach der Transkription *aller* Eingangssequenzen der Interviews und ihrer Zusammenschau bestätigte sich der Eindruck, dass sich die ersten Sequenzen der Interviews in der Bezugnahme auf die Herkunftsfamilie insofern verblüffend gleichen, als sich alle BiographInnen über den Vater auf ihre Familie bezogen. Die Mutter wurde dagegen zum Teil gar nicht oder erst in späteren Lebensphasen und dann nur sehr kurz erwähnt. Die Feinanalysen der Eingangssequenzen und der durch die Gesamtanalyse herausgearbeiteten Fallstrukturen zeigen zwar, dass diese Anfangssequenzen immer verschiedene biographische Implikationen repräsentierten. Dennoch ist festzuhalten, dass alle BiographInnen sich über die Familie positionieren, sich selbst also als Teil eines familialen Systems und ihr gegenwärtiges Sein aus diesem Kontext heraus verstehen, in dem der Vater in der biographischen und damit auch in der gesellschaftlichen Positionierung einen wichtigen Bezugspunkt darstellt. Es fiel auf, dass von einigen BiographInnen schon in den ersten Sätzen ihrer Selbstpräsentation der Vater als für das ganze Leben bestimmend charakterisiert wurde. Das wird durch die Fälle bestätigt, die zusätzlich zu den oben ausführlich bearbeiteten Falldarstellungen herangezogen wurden. So beginnt die Biographin Ayşun Gurur, deren Vater schon in ihrer Kindheit gestorben ist, ihre Lebenserzählung mit: „*also ich habe gute Leben eigentlich gehabt mein Vater, mein Vater war ganz ruhiger Mann*“. Die Biographin Seher Sevgül beginnt ihre Lebensrückschau mit: „*also seit ich bin klein bei meinem Vater bei meinen Geschwistern mein Vater ist nicht eigentlich reich*“. Ramazan Dalman beginnt mit: „*mein Vater war Stoffhändler*“ und Suzan Kara: „*ich bin eine Offizier-tochter*“. Diese Zitate stehen stellvertretend für andere Interviews. Die BiographInnen beginnen ihre Lebenserzählung typischerweise mit solchen Sätzen.

Die Eingangssequenzen sollen aufgrund der Ergebnisse der Fallrekonstruktionen, in der sich die Bedeutung der Familiengeschichte für den lebensgeschichtlichen Verlauf und damit auch für einen Krankheitsverlauf zeigte, noch einmal in ihren Gemeinsamkeiten betrachtet werden. Mit diesen Ergebnissen befinden wir uns mitten in der Diskussion über eine individualistische versus kollektive Selbstentwicklung, wie dies in der eingangs dargestellten Diskussion (vgl. Kap 1.2.2.) bereits erörtert wurde. Fişek und Schepker (1997) unterscheiden beispielsweise ein „Familien-Selbst“ und ein „individualistisches Selbst“, die sich durch den Grad der familialen Bezogenheit aufgrund familialer Beziehungsstile unterscheiden. Ein großer Teil der interkulturellen Famili-

enforschung¹ bezieht sich bei der Analyse innerfamiliärer Beziehungsmuster auf die türkische Sozialpsychologin Kağıtçıbaşı (1996), die die im Klischee der türkischen Familie vorherrschende Dichotomie von kollektiv-agrarischer versus individualistisch-urbaner Familie aufzubrechen versucht, indem sie die Interaktion zwischen Individuum, Familie und Gesellschaft in unterschiedlichen Gesellschaftsstrukturen in ihrer Wirkung auf unterschiedliche Beziehungsprozesse in Familien diskutiert und entlang dreier familialer Beziehungsformen prototypisch idealtypisch darstellt: Zwischen dem Modell der *interdependence* und der *independence* entwickelt Kağıtçıbaşı das Modell der *emotional interdependence*. Dieses wird als heuristische Zugangsform für die sich im Kontext veränderter sozioökonomischer Bedingungen befindenden Familien, in denen die Erfahrung von Migration eine Rolle spielt, angesehen (vgl. Spohn 2002). Mit Blick auf diese Diskussion ließe sich fragen, ob die in ihrer familialen Bezogenheit und der Vaterdominanz ähnelnden Eingangsssequenzen auf ein Familienmodell von patrilinearen abhängigen Beziehungsstrukturen (model of interdependence) und der Autonomie und Bezogenheit integrierenden Familienstrukturen (model of independence)² zurückzuführen sind.

Eine biographietheoretische Analyse bleibt aber nicht bei einer Beschreibung und Subsumierung unter ein verallgemeinerndes Modell einer Familienstruktur stehen, von dem die Entwicklung personaler Strukturen abgeleitet wird. Gefragt wird vielmehr, welche biographische Funktion die Selbstverortungen im Leben der InterviewpartnerInnen haben. Wir gehen davon aus, dass die Bezugnahme auf die familiäre Konstellation nur aus dem fortlaufenden lebensgeschichtlichen Prozess und der gegenwärtigen Situation zu verstehen ist, da sie sich nicht allein als Produkt sozialisierender Interaktionen, also als „kulturelles Erziehungsprodukt“ erklären lässt. Denn biographische Akteure gehen – vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungen – gestaltend damit um, sie generieren – auch familiale – Realität. Gemäß dieser sich im Laufe des Lebens herstellenden Perspektivität auf sich und seine Vergangenheit können zu einem lebensgeschichtlichen Zeitpunkt biographische Themen und damit auch familiale Zugehörigkeiten unterschiedlich perzipiert werden.

1 Nauck (1985, 1988) bezieht sich in seinen Forschungen im Rahmen eines DFG-Projektes „Sozialisation und Interaktion in Familien türkischer Arbeitsmigranten“ auf das Familienmodell von Kağıtçıbaşı. Auch die Forschungen von Herwartz-Emden (2000) und Spohn (2002) diskutieren ihre Untersuchungsergebnisse vor dem Hintergrund der familialen Beziehungsmodelle von Kağıtçıbaşı.

2 „So what we see here is social structural and economic change (and development) alongside cultural continuity [...]. Given the continuity of the relational culture, the family in this pattern extends into other families (kin) in complex ways [...] this model reveals the causal antecedents of the development of the autonomous-related self through societal/familial change. This type of self integrates both autonomy and relatedness within itself. The two basic human needs for agency and communion [...] appear to find expression in the self engendered by the model of emotional interdependence.“ (Ebd., 87-89)

Wie sich die familialen Beziehungen für die Biographen heute darstellen, hängt demnach mit ihrem bisherigen Lebensverlauf und ihrer Gegenwartssituation zusammen. Es ist anzunehmen, dass bei einer lebensgeschichtlich prekären Integration im Migrationsland die Positionierung innerhalb der Herkunftsfamilie bedeutsam wird, da sie den sozialen Rahmen des individuellen Ge-wordenseins bildet.

Die Herkunftsfamilie kann mithin als Orientierungspunkt individuell und kollektiv erlebter Gesellschaftserfahrung im Herkunfts- wie im Migrationsland und einer darin eingebetteten Selbstentwicklungsgeschichte relevant werden; und zwar dann, wenn es darum geht, sich selbst bzw. anderen verständlich zu machen, „wer ich war“ und „wie ich geworden bin“. Die von mir interviewten BiographInnen präsentierten sich selbst über ihre lebensgeschichtliche Verbundenheit zur Herkunftsfamilie, insbesondere über die traditionellerweise zwischen Familie und Gesellschaft vermittelnde Figur des Vaters. Die eigene Entwicklungsgeschichte wurde im Schnittfeld von eigenbiographischer und familienbiographischer³ Arbeit und gesellschaftlichen Anforderungen entworfen. Demnach wurde die generationsübergreifende – vertikale – Familiengeschichte als bedeutsam für die eigene Lebensgeschichte und die gegenwärtige Lebenssituation im Migrationsland angesehen; sie blieb aber in ihren problematischen Anteilen nur schwer thematisierbar. Dies geht über die im Fachdiskurs weit verbreitete – horizontal zentrierte – Familienperspektive hinaus, in der die Schwierigkeiten aufgrund der gegenwärtigen innerfamiliären Anforderungen im Migrationsland ins Zentrum gestellt und ihrem phasenhaften Verlauf beschrieben werden⁴ oder in denen der auf die Familie extern einwirkende soziale Wandel als Erklärungsmodell herangezogen wird („social structure and economic change“; vgl. Kağıtçıbaşı 1996, 87).

Arbeit als zentrale biographische Thematisierungsdimension

Auffällig ist, dass in allen von mir geführten Interviews die Darstellung der Erlebnisdimension Arbeitswelt den größten erzählerisch ausgestalteten Raum in den biographischen Präsentationen einnimmt. Die Schilderungen über die Arbeitserfahrungen war in allen Fällen *das* zentrale biographische Thema, in einigen wurden sie sogar als einzige Lebenserfahrung erzählerisch präsentiert. Beim Thema „Arbeit“ wurden Interaktionen am Arbeitsplatz, individuelles Erleben und die psychodynamische Verarbeitung artikuliert. Zugleich sind aus diesen Schilderungen immer auch die kollektiven, sozioökonomischen Rahmenbedingungen und die Biographien strukturierende institutionalisierte Pro-

3 Damit meine ich die auf Wechselseitigkeit beruhenden inter- und intragenerationellen Familienbeziehungen im Netzwerk reziproker Erwartungen, Erfüllungen und Verwerfungen bis zu Rebellionen.
4 Wie beispielsweise das weit verbreitete Phasenmodell von Sluzki 1979.

zesse abzulesen; sie werden in der gelebten Lebenspraxis und in der Versprachlichung der erlebten Ereignisse perspektivisch gebrochen und symbolisch vermittelt. In den Äußerungen über die soziale Welt der Arbeit werden gesellschaftliche Struktursetzungen verarbeitet. Diese können nicht allein strukturell oder ökonomisch („von oben nach unten“) abgeleitet werden. Wenn die BiographInnen über Ereignisse im Lebensfeld Arbeit sprechen, verzahnen sich darin ihre individuellen biographischen Erfahrungen mit den herrschenden sozioökonomischen Bedingungen. Im Folgenden sollen diese strukturelle Dimension und die damit zusammenhängenden biographischen Steuerungskapazitäten herausgearbeitet werden. Die Schwierigkeit besteht darin, dass immer, wenn man das eine in Augenschein nimmt, das jeweils andere unterbelichtet bleibt.

Wenn der Biograph Adnan Yildiz sich über seine Arbeitserfahrungen allgemein und über die Person des Meisters im Besonderen Wut und Enttäuschung äußert, dann spielt sich das Ganze vor dem Hintergrund eines gesamtwirtschaftlichen Konjunkturwandels ab. In einer Zeit hohen „Arbeitskräftebedarfs“ entwickelte sich bei dem Biographen zu Recht die Hoffnung auf eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Situation und einen sozialen Aufstieg infolge eines besseren Arbeitsplatzes und besserer Bezahlung („*Lohngruppe sechs*“). Im Zuge der Verschlechterung der Wirtschaftslage wird diese biographische Chance zunehmend gemacht. Die Folge ist, dass die Zahlung des ausgetauschten „*Lohns*“ verweigert wird.: „**DREIUNNEUNZIG VIELE FIRMEN IN DEUTSCHLAND SCHLECHT GEGANGEN**, hat er gesagt: „*hier, die Firma M. hat ENTLASSEN, GEHST du mal*““. In diesem Ereignis verschränken sich die biographisch konstituierte Erlebensseite des Biographen mit sozioökonomischen Realitäten, mit denen Adnan Yildiz sich in einer konkreten biographischen Lebensphase zu einem bestimmten gesellschaftlichen Zeitpunkt handelnd und deutend auseinandersetzen muss.

Zu einer Zeit der Hochkonjunktur und der aktiven Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, mehr als 20 Jahre vor dem von Adnan Yildiz geschilderten Ereignis, bekam die Biographin Fatima Attik von ihrer Firma noch ein Flugticket geschenkt, damit sie wegen ihres quälenden Heimwehs zum Urlaub in die Türkei fliegen konnte – in der Erwartung, damit ihren Kündigungswunsch zu verhindern und sie an die Firma zu binden. Gut 20 Jahre später erweist sich im Falle Ramazan Dalmans die Praxis der Nichtanerkennung und Disqualifizierung nichtdeutscher Berufs- und Bildungsabschlüsse von ArbeitsmigrantInnen als biographiesteuerndes Politikum: „*damals die ham meinen Beruf nicht anerkannt, (...) überhaupt nicht gefragt worden, was ich gelernt habe oder was ich gemacht habe oder was ich machen kann*“. So bearbeitet der Biograph in seinen Handlungen und Deutungen eine auf ihn einwirkende kollektiv abgestützte Marginalisierungspraxis. Das Gleiche gilt im Falle Cem Özlems, der auf der Basis betriebsstruktureller Exklusionsmechanismen durch verschiedene betriebliche Repräsentanten Zurückweisungen erfährt, die zu seiner betrieblichen Ausgliederung führen: „...*Gespräch gehabt mit dem*

Abteilungsleiter ... er hat gesagt, wenn es mir nicht gefällt, dann soll ich aufhören hier im GroßWerk ... zum Werkarzt gegangen... die Hoffnung beim Arzt auch verloren, beim Abteilungsleiter hat ich Hoffnung verloren, beim Betriebsrat, beim Arzt“

Auch im Fall der Biographin Suzan Kara wurde ihr ein beruflicher Aufstieg mit Hinweis auf ihre türkische Herkunft verweigert. Nachdem sie bereits eine betriebliche Aufstiegslaufbahn erreicht hatte, berichtet sie im Rückblick folgende Situation: „*unser damaliger Produktionsdirektor hat uns überredet, wir kriegen besseren Job, ,aber Vorarbeiterin können Sie nicht sein‘ das hat er zu uns schon selber gesagt. ,Diesen Job kriegt ihr nicht weil-((lauter:)) weil Sie Türken sind‘.*“ Die kollektiv getragene Herabsetzung, in der zusätzlich die betriebliche Geschlechterentwertung eine Rolle spielt, bearbeitet die Biographin allerdings mit biographisch erworbenen Selbstbehauptungsstrategien, indem sie sich „*hochkämpft*“ und dabei auch die gesellschaftlich zur Verfügung stehenden Ressourcen nutzt. Ebenso klagt die Biographin Aysun Gurur sich im Alter von 58 Jahren mit Hilfe eines Rechtsbeistandes wieder in ihr Arbeitsverhältnis ein, das ihr krankheitsbedingt gekündigt worden war. Beide Biographinnen verarbeiten strukturelle Diskriminierungen im Migrationsland mit eigenen innovativen, aber auch gesellschaftlich verfügbaren Lösungsstrategien.

Diese Fälle verdeutlichen, wie sozioökonomische Strukturen die Lebenspraxis bestimmen, aber auch, wie umgekehrt die Lebenspraxis auf diese Strukturen zurückwirkt.⁵ Biographische Krisen werden also nicht einfach durch bestimmte objektive Umstände determiniert, wie „langjährige harte Arbeit“ und „körperlicher Verschleiß“ (Koch 1995, 102), sie eröffnen immer auch biographische Handlungsräume, die prinzipiell gestaltungsoffen sind. Aus den Selbstaussagen der BiographInnen lässt sich herauslesen, wie die soziale Praxis der Marginalisierung und Hierarchisierung in Betrieben die biographische Gestaltung mitbestimmt, aber auch, wie damit durch die Aktivierung biographischer und gesellschaftlicher Ressourcen gestaltend umgegangen wird.

Auch auf den Verlauf der sozialen und medizinischen Prozessierungen, mit denen die BiographInnen aufgrund ihrer Erkrankungen im Betrieb und im medizinischen Versorgungssystem konfrontiert waren, wirkten sie gestalterisch ein. In den präsentierten Erkrankungs- und Gesundungsprozessen zeichnen sich gleichermaßen individuelle und institutionelle Strukturierungen des, mit Strauss (1985, 21) gesprochen, „trajectory work“ ab.

In den biographischen Präsentationen türkischer MigrantInnen verschränken sich soziale Praktiken sowohl der Herkunfts- als auch der Ankunftsgesell-

5 Alheit (1995, 88 u. 92): „Die Dialektik zwischen Struktur und Subjekt ist hochkomplex [...]. Die Lernprozesse zwischen Struktur und Subjektivität sind vielfältig, aber sie werden nur verständlich, wenn wir beiden Polen gerecht werden: den strukturellen Rahmenbedingungen unseres Lebens und den spontanen Dispositionen, die wir zu uns selbst einnehmen. Zwischen diesen Polen entstehen Lebenskonstruktionen [...], die auf Strukturen zurückwirken können.“

schaft, sie gehen aber nicht vollständig in ihnen auf (vgl. Matthes 1985). Sie konstituieren sich in einem Wechselprozess von Erfahrung und Deutung und sind einem ständigen Veränderungsprozess unterworfen, den die BiographInnen aktiv mitgestalten, wie es in dem von Strauss geprägten „trajectory“-Begriff zum Tragen kommt.

In ihrer biographischen Gestaltung greifen die BiographInnen auch die Positionierung durch andere auf, denn in dem Maße, wie sie sich selbst in Interaktionen verhalten und damit positionieren, werden sie auch intersubjektiv und kollektiv positioniert. D.h. bei der Thematisierung der durch Arbeit und/oder Krankheit strukturierten Alltagspraxis werden ständig ablaufende Prozesse sozialer Zuschreibungen und diskursive Praktiken verarbeitet, die rückblickend die Erinnerung bzw. Erzählung beeinflussen. Auch im *Wie* der Erzählung ist Gesellschaft als verinnerlichte Diskursform enthalten. Die biographischen Selbstpräsentationen türkischer MigrantInnen bilden mithin eine gelebte Gesellschaftsgeschichte des Herkunftslandes wie auch des Aufenthaltslandes ab, in denen eine gesellschaftliche und biographisch vermittelte „Lebens“-Geschichte und „Körper“-Geschichte in einer individuellen „Leibes“-Geschichte sich kreuzen.⁶

Die vorliegenden Biographien zeichnen sich dadurch aus, dass als belastende Erfahrungen von den BiographInnen immer wieder zwischenmenschliche Konflikte im Arbeitsbereich thematisiert werden. Über diese Erlebnisse kommt es in den biographischen Präsentationen zu langen, ausführlichen und manchmal dramatischen Erzählungen. Diese arbeitsweltlichen Ereignisse und Konflikte werden entweder aufgrund ihrer interaktiven Auswirkungen mit dem gegenwärtigen Kranksein thematisch verknüpft oder die damit verbundenen Gefühle werden entpersonalisiert und auf externe Faktoren, wie die „Giftstoffe“ im betrieblichen Umfeld, verlagert. Beiden Verarbeitungsweisen ist jedoch gemeinsam, dass sie einen belastenden psychodynamischen Verarbeitungsprozess zur Folge haben. Zur Sprache kommen dabei interaktiv produzierte Herabsetzungen und das eigene Ohnmachtserleben in Autoritätskonstellationen. Zugleich wird aber auch die Freisetzung von Selbstbehauptungsaktivitäten beim Thema Arbeit eingeflochten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass im Mittelpunkt aller Präsentationen das Arbeitserleben und durchlebte oder gegenwärtige Krankheitsprozesse stehen. Unterschiede zeigen sich darin, welche Erlebnisse mit dem Krankwerden und/oder einem anhaltenden Kranksein thematisch verknüpft werden. Auch wenn die Arbeitserfahrung nicht als Krankheitsauslöser präsentiert wurde, erwies sie sich dennoch als relevanter biographischer Strang innerhalb der Selbstthematisierungen. Die Wiederherstellung und die wiedergewonnene Integration ins Arbeitsleben sowie die erfolgreiche, aber immer wieder gefähr-

6 Fischer-Rosenthal im Vorwort zur Arbeit von Bauer-Wittmund (1996, 4).

dete Balancierung eines biographisch gewachsenen Bewältigungspotenzials, spielte in allen Erzählungen eine herausragende Rolle. Unterschiede zeigten sich hier insbesondere, inwieweit eine „geschichtliche“ Perspektive eingenommen wurde oder sich ein Verharren in der durch die Arbeitswelt dominierten Gegenwart manifestierte. Diese unterschiedliche Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte prägte die Auseinandersetzung mit der aktuellen – durch Krankheit geprägten – Lebenspraxis. In dieser biographischen Konfiguration lebensgeschichtlich internalisierter, reproduzierender und transformierender Handlungs- und Orientierungsmuster sind die biographischen Selbstpräsentationen zu verstehen. Wie lassen sich die Bedeutungskonstruktionen in den biographischen Selbstpräsentationen erklären? *Was* wird *warum* und *wie* thematisiert?

Zum Verständnis soll noch einmal auf die eingangs abstrakt dargestellte wechselseitige Durchdringung von Erinnerung und Erzählung Bezug genommen werden. Die Frage nach dem Zusammenhang von Leben und Text soll noch einmal theoretisch aufgegriffen werden, um das analytische Potenzial dann anhand der Fallergebnisse exemplarisch aufzuzeigen:

In der dialektischen Konzeptualisierung von Rosenthal (1995a, 2002b) werden zwei Wahrnehmungsseiten unterschieden: das sich aus der Vergangenheit Darbietende und die Zuwendung zum sich Darbietenden. Das erlebte Leben konstituiert m. a.W. die gegenwärtige Zuwendung zur Vergangenheit. Aber im Akt der Zuwendung wird immer auch eine spezifische Vergangenheit geschaffen. Wenn wir also biographietheoretisch davon ausgehen, dass die erzählte Lebensgeschichte bzw. die thematische Auswahl lebensgeschichtlicher Ereignisse durch das erlebte Leben mitkonstituiert wird, dann stellt sich die Frage, in welchem Zusammenhang stehen die biographischen Selbstthematisierungen mit dem Leben der BiographInnen?

Beantworten lässt sich diese Frage, wenn wir wissen, durch was die thematischen Verknüpfungen in der Präsentation bestimmt werden und welche Biographie damit konstruiert wird. Dabei gehe ich nicht, wie in der psychoanalytischen Diskussion, von einem „punktformigen Ereignis“ (Hanses 1996) in der Vergangenheit aus, das auf die Gegenwart einwirkt, sondern es geht um den lebenslangen interaktiven Prozess reproduzierender oder transformierender biographischer Hervorbringung. Dabei wird ein Ereignis in der Vergangenheit nicht als ein konstantes, auf den biographischen Verlauf einwirkendes Ereignis angesehen, sondern die Bezugnahme darauf ist ein interpretativer Prozess und sie verändert sich mit den Bedeutungszuschreibungen; in den Worten Hanses: die Frage ist, „wie die Zeit zwischen der Strukturbildung in der Kindheit und dem Ausbruch der Krankheit zu interpretieren ist“ (ebd., 83).

Wechselseitigkeit biographischer Präsentationen und Lebensgeschichten

Wenn eine fallübergreifende Gemeinsamkeit der Biographien die um das Thema Arbeitswelt zentrierte Präsentation ist, so besteht eine weitere Gemeinsamkeit einiger Fallrekonstruktionen in einer auffälligen Differenz zwischen der manifesten Ebene der biographischen Selbstpräsentation und den diese Präsentation strukturierenden latenten Motiven, was aus der analytischen Trennung und Zusammenführung der Rekonstruktion der Lebensgeschichte und der Lebenserzählung erhellte. Konkret bedeutet das: auf der manifesten Ebene wird die Krankheitsentstehung in Verbindung mit dem Arbeitsplatz ins Zentrum der biographischen Präsentation gestellt. Auf der Ebene des lebensgeschichtlichen Verlaufs zeigt sich gleichzeitig eine latente Problematisierung oder aber das Bemühen zur Entproblematisierung familiengeschichtlicher Erfahrung. Die Darstellungsstruktur der biographischen Präsentationen war in allen Fällen von einem spezifischen Umgang mit der Lebens- und Familiengeschichte charakterisiert: Entweder wurde sie dethematisiert und wie „außerhalb“ des eigenen Lebens stehend präsentiert, oder sie wurden explizit im Rückgriff auf die Familiengeschichte dargestellt, um gerade so eine reflexive Auseinandersetzung zu vermeiden und problematische Bereiche auszublenden.

Durch die Analyse der Lebenserzählung und der biographischen Erfahrung ließ sich die Konzentration der Selbstaussagen auf die Gegenwart durch den Mechanismus der Ausblendung familiengeschichtlicher Erfahrungen erklären, der die Präsentationen latent strukturierte. Wie sich herausstellte, sind die analysierten Präsentationen in hohem Maße durch eine an die Herkunfts-familie gebundene Loyalität geprägt. Deshalb blieben in vielen Fällen, auch bei BiographInnen, die einen Gesundungsprozess durchlaufen hatten oder nur temporär erkrankt waren, Konflikte und Krisen auf die Lebenssituation in Deutschland, auf das Thema Arbeitswelt und auf die eigenen Kinder beschränkt. Es stellte sich als schwierig heraus, innerfamiliäres Erleben aus der Zeit vor der Migration zu erzählen und sich dabei unzensiert den Erinnerungen zu überlassen. Dies lässt auf einen jeweils biographisch entwickelten Kontrollbedarf gegenüber dieser lebensgeschichtlichen Erfahrungsdimension schließen. Dies führte zu einer Darstellungsstruktur, in der prekäre Themen allenfalls als Andeutungen eingeflochten, aber nicht weiter ausgeführt wurden. Es kam während des Interviews zu sprachlichen Abbrüchen, in einigen Fällen aber (erst) am Ende zu einer emotionalen Entladung. Ein weiteres Phänomen war die widersprüchliche Darstellung zwischen dem Inhalt der Erzählung und seiner Präsentation, wenn beispielsweise eine dramatische Szene mit Mitteln eines distanzierenden Lachens entdramatisiert und so die Familie „vom Bösen gereinigt“ wurde (Bauriedl 1992, 55).

Allen Biographien gemeinsam ist, dass die Familie und darin insbesondere die Vaterfigur, die latente biographische Gesamtsicht steuern. In ihren Darstellung waren die BiographInnen entweder um eine Dethematisierung der vä-

terlichen Beziehung und seiner (negativen) Einwirkungen auf den biographischen Verlauf bemüht, oder der Vater wurde gerade als signifikante biographiesteuende Person herausgehoben und in der Kontinuität seiner positiven Auswirkungen präsentiert: „*Meinem Vater habe ich viel zu verdanken (1) ((leise)) heute immer noch, wahrscheinlich hat er (1) was Gutes getan für mich denk ich jetzt, es wusste ja keiner, dass ich eines Tages in ein so fremdes Land gehe und alleine kämpfen musste“*

Dominant war der Vater nicht nur, wenn er im lebensgeschichtlichen Verlauf präsent war, sondern auch bei seiner Abwesenheit durch frühen Tod oder Migration. Die Gebundenheit an den Vater zeigte sich in den biographischen Äußerungen in Form von Identifikation mit Idealisierung oder von Distanzierungsbemühungen. Er wurde thematisch mit biographischen Veränderungen, aber auch mit Verhinderung von Autonomiebestrebungen verknüpft oder, wie im Fall Ramazan Dalmans, aufgrund von Schuldgefühlen im Zusammenhang mit seinem familiären Ausbruch ausgeblendet.

In dem Maße, wie sich der Mechanismus der Ausblendung familiengeschichtlicher Erfahrungen verdeutlichte, kristallisierte sich heraus, wie die familiären Loyalitätsbeziehungen und daraus sich entwickelnde und gestaltete Beziehungserfahrung die Spezifität der Präsentation begründeten. Auf der Basis dieser vormaligen, prägenden Beziehungserfahrung wurden gegenwärtige Interaktionen und soziale Phänomene erlebt und gedeutet, was im Verlauf des Lebens zu biographischen Neugestaltungen oder zu Stagnationen geführt hat.

Rätselhaft blieb in den Interviews die (Nicht-)Erwähnung der Mütter. Sie wurde in den Präsentationen zwar nicht, wie z. T. der Vater, erzählstrategisch ausgeblendet, sie wurde vielmehr kaum oder gar nicht erwähnt. Während der Vater als Generator für die biographische Bewegung, seien es Verlust- oder Erfolgsgeschichten, angegeben wurde, spielte die Mutter als Initiatorin biographiesteuender Ereignisse keine Rolle. Selbst bei den Biographinnen Aysun Gurur und Suzan Kara, deren Leben durch den frühen Verlust des Vaters mitgeprägt wurde, fungierte der Vater als Angelpunkt des sozialen Status': im Fall Suzan Karas des Privilegiertenstatus', im Fall Aysun Gururs des Armutssatus'. In der biographischen Positionierung kommt der Mutter typischerweise die Rolle der Beschützerin oder der zu Beschützenden, aber auch der Vermittlerin zwischen den BiographInnen und dem Vater zu.

Es wäre verkürzt zu sagen, dass die spezielle Art, sein Leben zu erzählen, ein Produkt eines kulturgebundenen Erzählstils sei oder sich einem monadischen individuell-autonomen Entwicklungsprozess verdanke. Welche Bedeutung die eigene Lebenserfahrung, insbesondere welchen Stellenwert welche Erlebensdimension hat und welcher Kommunikationsstil sich im interaktiven Umfeld etabliert, steht vielmehr im Zusammenhang mit der sozialen Diskurspraxis. Das bedeutet, dass biographische Selbstaussagen sich immer im Spannungsfeld zwischen sozial legitimierten und sozial tabuisierten (Selbst-)Thematisierungen ausbilden bzw. verändern und auf eine soziale wie auch professionell

induzierte Erwartungsreziprozität reagieren, wie beispielsweise die der medizinischen Anamnese oder anderer institutioneller „Artikulationsstile“.

Die Analysen der Lebenserzählungen und der lebensgeschichtlichen Verläufe haben gezeigt, wie die biographischen Stränge der Krankheitserfahrung, besser gesagt, der Erfahrung von Krankwerden, Kranksein und Gesundwerden, mit der Gesamtheit der Lebensgeschichte, der Gegenwartserfahrung, der Gesellschaftserfahrung und (bei den MigrantInnen) auch mit familien- und lebensgeschichtlichen Themen aus der Zeit vor der Migration verflochten ist. Aufgrund psychodynamischer Verarbeitungen und gesellschaftlich etablierter Rede- bzw. Schweigegebote werden abgewehrte Konflikte über einen außерfamiliären Handlungsrahmen kommuniziert und symbolisch vermittelt. Auch wenn auf der manifesten Ebene die Krankheit in Verbindung mit der Arbeit thematisiert wird, zeigen die rekonstruierten Biographien, dass nicht allein die Auswirkungen der Arbeit oder der Migration strukturbildend wirken, sondern das Zusammenwirken von Erleben und Bearbeiten von bestimmten Problemsituationen im Ankunftsland auf der Folie von biographischen Krisenerfahrungen vor der Migration, die in der Problemsituation gleichsam wieder belebt oder aktualisiert werden. Die zum Erkrankung führende Krise korrespondiert mit problematischen oder ggf. traumatischen biographischen Erfahrungen in der Herkunfts-familie. Wie über das individuelle Erleben gesprochen bzw. nicht gesprochen werden kann, ist insbesondere Produkt eines Diskurses sozial legitimer und sanktionsreicher Themen.

Fallübergreifend kann als Ergebnis der Analyse lebensgeschichtlicher Interviews erkrankter und/oder wieder gesunder türkischer ArbeitsmigrantInnen zusammengefasst werden:

- dass die Präsentation der Krankheit über das Thema Arbeit artikuliert wird,
- dass biographisch prekäre Themen der Familien- und Lebensgeschichte dethematisiert werden,
- dass diese Themen über die außерfamiliale Dimension Arbeitswelt artikuliert werden,
- dass krisenauslösende Situationen eine thematische Verbindung mit familiären- und lebensgeschichtlichen Themen haben,
- dass der Umgang mit der Familien- und Lebensgeschichte die Lösung von Krankheit und das Durchlaufen von Gesundungsprozessen beeinflusst,
- dass die Präsentationen durch den jeweils spezifischen Umgang mit der Familien- und Lebensgeschichten geprägt werden,
- dass der Umgang mit der Familien- und Lebensgeschichte sowohl durch die Vergesellschaftung im Herkunftsland wie auch im Migrationslandes konstituiert wird.

Biographische Bedeutung der Migration

Die Ergebnisse zeigen, dass die Migration nicht als das zentrale biographiestrukturierende Lebensereignis anzusehen ist. Die Motive für die Migration sowie deren Erleben und Verarbeiten unterliegen einem Interpretations- und Reinterpretationsprozess, der durch die Bearbeitung lebens- und familiengeschichtlicher Erfahrungen im Herkunfts- wie im Migrationsland induziert ist. Nicht die Migration „an sich“ ist Auslöser für einen Erkrankungsprozess, sondern negative Erfahrungen in der Gegenwartsgesellschaft, die strukturelle Analogien mit problematischen biographischen Erfahrungen vor der Migration aufweisen. Für die BiographInnen unterscheidet sich die Migration in ihrem Bedeutungsgehalt in dem Maße, in dem sich ihre Lebensgeschichten und ihre familiären und lebensgeschichtlichen Ausgangssituationen vor der Migration voneinander unterscheiden und wie sie dementsprechend unterschiedlich gestaltend damit umgehen.

Die lebensgeschichtliche Ausgangssituation vor der Migration bei Adnan Yildiz und Zeki Aksoy ist die des Abbruchs einer begonnenen Bildungskarriere in der Türkei; beide brachen das Gymnasium ab, um dem Vater in die BRD zu folgen, und für beide sind die nicht erreichten Ziele ihres Lebens, das „ungelebte Leben“, eine Perspektive, unter der sie ihr Leben restümieren. Zeki Aksoy, der einmal „Lehrer“, und Adnan Yildiz, der „Ingenieur“ werden wollte, führen ihre nicht erreichten Ziele nicht auf die Migration, sondern auf die väterliche Verfügungsmacht zurück.

Für Zeki Aksoy bedeutet die erste Migration die Fortsetzung des biographisch zentralen Themas der falschen Identitätsfestlegung durch den Vater; denn die Migration nach Deutschland perpetuiert und verstärkt die biographischen Auswirkungen dieser falschen Identitätsfestlegung. Zeki Aksoy hatte zwar die Hoffnung, aufgrund seines falschen Geburtsdatums noch einmal eine Ausbildung in Deutschland realisieren zu können, aber er ordnete sich der familiären Verpflichtung zur Existenzsicherung unter. Das biographische Konfliktpotenzial resultiert demnach nicht aus der Migration, sondern aus der Nichtkompensierbarkeit vorher angelegter biographischer Konstellationen.

Für Adnan Yildiz ist die Migration hingegen *das* zentrale biographische Ereignis, auf das er das Scheitern seiner Zukunftspläne zurückführt. Die Ankunft in Deutschland erlebte der Biograph als Bruch in seinem Leben, als nicht intentionalen Vorgang, der sich seitdem fortsetzt. Die Migration ist ein biographischer Interpretationspunkt, an dem ein bis dahin durch den Vater fremdbestimmtes Leben sich fortsetzt, ein Erleben, das durch die Erfahrungen im Migrationsland noch verstärkt wird. Die Migration bedeutet für Adnan Yildiz die Erfüllung der familialen Loyalitätspflicht und die Verhinderung eines selbstbestimmten Lebensentwurfes. Gleichzeitig bildet sie den Konfliktpunkt zwischen väterlicher Autoritätsbindung und eigenen Autonomiewünschen.

Konträr zu Adnan Yildiz und Zeki Aksoy stellt sich die Migration für den Biographen Ramazan Dalman dar: Die Migration bedeutete für ihn zunächst

ein Akt der Verselbständigung und Ablösung aus der Herkunftsfamilie. Selbst einen Statusverlust vom „Beamten“ zum „einfachen Arbeiter“ nahm der Biograph in Kauf, um nach „Europa“ zu gehen mit der Vorstellung, dass dort „alles in Ordnung“ sei. Ramazan Dalman migrierte im Unterschied zu Adnan Yildiz mit 26 Jahren intentional gesteuert in die BRD trotz eines angesehenen Arbeitsverhältnisses in der Türkei. Er wollte sich unabhängig vom wohlhabenden Vater ein eigenes Leben aufbauen bei gleichzeitiger Erfüllung der delegierten väterlichen Selbstideale („wenn ich jung wäre würde ich auch gegangen sein“). Schon vor der Migration bilden sich lebensphasisch entsprechend vollzogene Loslösungsbestrebungen von der Herkunftsfamilie ab. Diese sind als Distanzierungsstrategie gegenüber dem Vater zu verstehen, die sich der Biograph in der Gegenwartssituation aber nicht eingestehen kann. Im Unterschied zu Adnan Yildiz ist bei ihm in der Reinterpretation der Migration kein Vorwurf an den Vater verbunden. Ramazan Dalman präsentiert die Migrationserfahrung zunächst als stolze Bewältigung von Herausforderungen, die im Laufe der Lebens- und Arbeitserfahrungen in einem Umfeld kollektiver Bedrohung in Schuldgefühle gegenüber der Herkunftsfamilie, „gegangen zu sein“, und Vorwürfe gegen sich selbst umschlagen, die ihn zu einem (gescheiterten) Remigrationsversuch veranlassen. Auch bei Ramazan Dalman treffen die Lebenserfahrungen im Kontext des Migrationslandes auf leidvolle Vorerfahrungen, und die bedrohlichen Lebensumstände in Deutschland halten das mitgebrachte Angstpotenzial lebendig, was ihn wieder auf die Herkunftsfamilie zurückwirft.

Für die Biographin Aysun Gurur, die 1965 im Alter von 24 Jahren alleine zur Arbeitsaufnahme in die BRD migriert und ihre beiden Kinder bei ihrer Mutter zurücklässt, ist die Migration als existenziell notwendiger Überlebens-, Befreiungs- und Verselbstständigungsakt aus der biographischen Konstellation in der Türkei heraus zu verstehen. Sie übernimmt die Ernährerrolle in der Familie, die ansonsten die Männer innehaben. Der lebensgeschichtliche Verlauf in Deutschland ist durch die Intentionalität des in der Türkei erlebten und in Deutschland für die Biographin erfolgreich bewältigten „Überlebenskampfes“ gekennzeichnet.

Auch für die Biographin Suzan Kara stellt die Migration eine Bearbeitung familiengeschichtlich verankerter Orientierungen dar. Dadurch kann sie ihren familiären Verpflichtungen nach dem Tod des Vaters entkommen und das Leben einer „besonderen“ modernen und aufgeschlossenen Türkin im Migrationsland aufrechterhalten und damit zugleich für sich, in der Erfüllung der väterlichen Delegation, eine Restitution der Vergangenheit herstellen.

Für Cem Özlem, der im Alter von 14 Jahren zu seinem ihm persönlich unbekannten Vater nach Deutschland geht, bedeutet die Migration einen erstmaligen Kontakt zur eigenen, aber fremden Familie und die Wiederholung familiärer Desintegrationserfahrung und innerfamiliärer Degradierung. Die Bewältigungsstrategie, die Cem Özlem in der Türkei ausgebildet hatte, funktioniert nicht mehr. Da sie auf der schulisch erreichten Kompetenz gründet, geht ihm

die bis dahin erreichte Stabilisierung seiner problematischen Ausgangslage verloren. Im weiteren Verlauf diente der Lebenskontext in der Bundesrepublik dazu, zunächst die traumatischen Erfahrungen in der Türkei abzuspalten. Mit zunehmendem Vertrautheitsgrad nutzte er selbstbestimmt neue Ressourcen und konzentrierte sich ganz auf berufliche und bildungsbezogene Entwicklungsstrategien. Im Bedeutungskontext eines durchgemachten Erkrankungs- und Gesundungsprozesses hat die Migration für ihn nicht die Bedeutung eines einschneidenden Lebensereignisses, sondern für ihn ist der prozessuale Zusammenhang seiner Geschichte in der Türkei und der in Deutschland dominant. Durch die Nutzung der ihm zur Verfügung stehenden individuellen und kollektiven Ressourcen, bietet sich ihm im neuen Umfeld die Möglichkeit zur reflexiven Distanzierung und zur Wiederaneignung seiner lebensgeschichtlichen Erfahrungen vor der Migration und nach der Migration. Durch die Migration kann also auch, wie im Falle Cem Özlems, durch eine Anerkennung seiner Erfahrungen im Herkunftsland durch Repräsentanten des Migrationslandes ein Gesundungsprozess (mit-)gestaltet werden.

Dieser Biograph verdeutlicht mit seiner folgenden Frage eindrücklich, dass sein Leben sowie die darin eingebettete Migration nicht mit dem Akt der Migration beginnt und das Erleben im Migrationsland nicht auf diese Lebensphase begrenzt werden kann: „*Wollen sie die Geschichte von Geburt an oder nur die Geschichte wo ich nach Deutschland gereist habe aus der Türkei?*“

Abschließende Bemerkungen

Im vorhergehenden Kapitel wurden die Biographien türkischer MigrantInnen unter der biographietheoretischen Perspektive der wechselseitigen Durchdringung gesellschaftlicher (allgemeiner) und individueller (besonderer) Strukturerungen ausgeleuchtet. Es ging um die Frage, wie das gegenwärtige leibliche bzw. seelische Kranksein präsentiert wird und welche biographischen Prozesse dem zugrunde liegen. Wie die Typusbildung zeigte, lagen dem gleichen Phänotypus, wie beispielsweise den Repräsentanten des Typus „Ausblendung der Familien- und Lebensgeschichte“, verschiedene lebensgeschichtliche Verläufe und Krankwerdensprozesse zugrunde. Umgekehrt können auf den ersten Blick ähnliche Verläufe verschiedenen Typen zugeordnet werden. Ähnliche Typen oder „Gestalten sind möglich, selbst wenn sie in keinem ihrer Teile übereinstimmen. Und umgekehrt: Gestalten können sehr verschieden sein, obwohl sie in vielen ihrer Teile übereinstimmen.“ (Rosenthal 2005, 76).

Mit der Aufstellung oder Konstruktion der Typen soll kein Kausalmodell erstellt werden, mithilfe dessen von einem Phänomen auf andere, also von einer bestimmten lebensgeschichtlichen Erfahrung auf einen bestimmten biographischen Verlauf geschlossen werden kann bzw. muss. Besonders prekär wäre auch der Umkehrschluss, wie z.B., dass „Angst vor Ausländerfeindlichkeit“ immer auf familiäre Gewalterfahrungen zurückzuführen wäre. Aussagen dar-

über, was mehr oder weniger krank oder gesund „macht“ können und sollen aus den modellhaften Typisierungen nicht abgeleitet werden. Ihr analytisches Potenzial liegt darin, die alltäglichen Prozesse der biographischen Akteure als genetische und interagierende Prozesse in Form einer Strukturgeneralisierung zu veranschaulichen. Die Fallmerkmale sind nicht standardisierbar und sollen keine statischen Klassifikationskategorien darstellen. Typenbildung bedeutet, „die Gestalt des zu untersuchenden sozialen Geschehens [...] und die zugrunde liegenden Regeln ihrer Konstitution zu rekonstruieren und nicht [...] einzelne Merkmalskriterien summativ zusammenzufassen.“ (Ebd., 78 f.)

Ein rekonstruierter Fall hat in seiner spezifischen Form nicht unabhängig von, sondern innerhalb der allgemeinen gesellschaftlichen Wirklichkeit stattgefunden, er ist insofern Teil derselben und verweist damit auf Allgemeines wie Besonderes. Die Lebensgeschichten von türkischen MigrantInnen könnten es nahe legen, das Allgemeine an dieser Stelle fälschlicherweise als sog. „Kultur-Produkt“ zu verstehen. Weder für den Bereich von Gesundheit und Krankheit, noch für die Erklärung nach einer sog. Kulturspezifik soll eine kausale Fundierung vorgelegt werden.

Ausgangspunkt meiner Forschungen war meine Praxiserfahrung auf einer interkulturell konzipierten Station zur stationären psychiatrischen Versorgung türkischer MigrantInnen. Dies führte mich zu meinem Forschungsprojekt, den biographisch-narrativen Interviews mit türkischen MigrantInnen, die erkrankt waren oder sind. Die Dimension Krankheit verbindet die individuellen Biographien auf der phänomenalen Oberfläche. Die Besonderheit meines Samples besteht darin, dass alle meine InterviewpartnerInnen das medizinische Expertensystem durchlaufen haben. Welche Rolle spielt nun in den rekonstruierten Fällen die allgemeine Kategorie der „Kultur“? Nimmt man eine prozessuale und damit lebensgeschichtliche Perspektive bei dem Blick auf Krankheit ein, so wird deutlich, dass die herausgearbeitete ‚generative‘ Bedeutung der Familien- und Lebensgeschichte kein „Kulturprodukt“ ist. Denn familiengeschichtliche Erfahrungen liegen auch vielen Krankheitsgeschichten und Gesundungsprozessen von Nicht-MigrantInnen oder MigrantInnen aus anderen Herkunftsländern als der Türkei zugrunde.

Gleichwohl lässt sich aus den Biographien herauslesen, wie die sozialen Praktiken situativ erzeugter Differenzen strukturierend einwirken. Wie die Fallrekonstruktionen zeigen, ist das Erleben von Differenzen bzw. Konflikten nicht einfach durch den Unterschied von aufeinander treffenden Kulturen veranlasst. Konflikthaftes Erleben zeigt sich auch in Begegnungen innerhalb der Dominanzgesellschaft und unter Mitgliedern von Minderheiten. Der Unterschied zwischen diesen sozialen Gruppen wird durch Zuschreibungen und Hierarchisierungen geprägt. Situationen, in denen man die Kategorie der Kultur als (vereinfachendes) Erklärungsmuster für Differenzen bzw. Konflikte heranziehen könnte, haben immer mit Machtdifferenzen und Hierarchien, mit der normierenden Unterscheidung eines *Wir* und *Nicht-Wir* zu tun (Mecheril 2002a). Gemeint ist damit im vorliegenden Zusammenhang die soziale Wirk-

lichkeit im Migrationsland Deutschland im Unterschied zu der im Herkunftsland Türkei.

So stellt z.B. in der Biographie Zeki Aksoys die Zugehörigkeit zur diskriminierten religiösen Minderheit der Aleviten in der Türkei ein strukturierendes Moment dar. Im Migrationsland Deutschland wirkt die erneute Zugehörigkeit zu einer Minderheit, nunmehr der „Türken“, auf das biographische Erleben der deutschen Umwelt und die Auseinandersetzung mit ihr ein. Aufgrund der Erlebnisse in der Gegenwart werden die ehemaligen (Diskriminierungs-)Erfahrungen in der Türkei aktualisiert. Ramazan Dalman erlebt die erste Zeit in Deutschland als Herausforderung. Erst die ihn als „Türken“ angreifenden und entwertenden Interaktionen führen zum Selbstbezug des „Ausländer-Seins“. Nicht das Verhältnis des Biographen zu einer fremden Kultur determiniert seine Befindlichkeit in der Gegenwart, sondern machtherstellende und macht begründende Konstruktionen über sog. „kulturelle Differenzen“.

Das Potenzial der rekonstruierten biographischen Verläufe liegt meines Erachtens darin, den Migrationsdiskurs bestimmenden Themen des „monoopationalen Verhältnisses“ (vgl. ebd., 199) von Individuum und Kultur eine empirisch fundierte Analyse entgegenzuhalten, in der das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft im einzelnen Fall in seiner Komplexität ausbuchstabiert wird, um so durch kulturalistische Definitionen erzeugte Vereinfachungen sozialer Wirklichkeiten den Boden zu entziehen.

Durch die paradigmatische Kontextualisierung rekonstruktiver Fallanalysen wird die professionelle Deutungs- bzw. Definitionsmaut über sog. „kulturbedingte Schwierigkeiten“ konterkariert und das damit einhergehende expertokratische „Wissen“ über „die Türken“ oder das „türkische Seelenleiden“ (Der Spiegel 2004) relativiert. Fallrekonstruktionen sind, wie zu zeigen war, in höchstem Maße kontextualisierend, aber nicht kulturalisierend. Was die Biographien auszeichnet, ist nicht das Krankwerden durch den scheinbar unabhängigen Faktor der „kulturellen Differenz“, sondern die spezifische Bearbeitung einer Familien- und Lebensgeschichte, die in eine soziale Differenzstruktur im Herkunfts- wie im Migrationsland eingebettet ist und sich in Abhängigkeit vom Kontext als unterschiedlich reproduzierbar und transformierbar erweist. Die BiographInnen erleben und bearbeiten in ihren Lebensgeschichten mit ihren eigenen biographischen Konstruktionen das damit untrennbar verbundene „Konstrukt einer Kulturdifferenz“.

Forschungsübergreifende Anmerkungen

Zum Abschluss der vorliegenden Untersuchung soll noch einmal auf das methodische Vorgehen eingegangen und die Frage gestellt werden, ob dieselben Ergebnisse nicht auch durch eine bloße narrative Nacherzählung hätten herauskommen können. Die Antwort lautet: nein. Denn, wie sich gezeigt hat, erhalten die manifesten Aussagen oftmals einen anderen Sinngehalt, wenn man sie im Prozess der biographischen Entstehung während des Erzählens

sowie aus der Lebensgeschichte rekonstruiert. Jede Aussage hat eine spezifische biographische Bedeutung. Wie die vorangegangenen Analysen deutlich gemacht haben, ergeben ähnliche biographische Themen noch keine gleiche Fallstruktur. Die thematischen Übereinstimmungen in den Biographien können auf einem je unterschiedlichen Prozess der Bedeutungskonstitution beruhen. Ohne ein rekonstruktives Vorgehen können die latenten strukturbildenden Mechanismen nicht herausgearbeitet werden. Notwendig ist die Herausarbeitung einer generativen Struktur, aufgrund derer sich der jeweilige Sinn einer Aussage erst als Teil eines Ganzen ergibt. Forschungen, die bei der Analyse des Datenmaterials auf der Ebene der Phänomene verbleiben und sich auf die manifesten Inhalte von Aussagen konzentrieren führen zu deskriptiv-summativen und merkmalsorientierten Forschungsergebnissen. Dies führt zu einer Perpetuierung sozialer Diskurse von der Art wie „die Arbeit macht krank“ oder einer „Kulturdifferenztheorie“, wonach „deutsche Ärzte“ und MigrantInnen sich nicht verstehen (können).⁷

Wie die Analysen der narrativen Präsentationen in dieser und in anderen rekonstruktiven Untersuchungen zeigen, wählen BiographInnen aus einer Palette sozial legitimierter Themen aus. Erzählen über sich selbst erfolgt somit immer auch nach Maßgabe gesellschaftlich etablierter und internalisierter Redegebote bzw. Redeverbote. Sie bestimmen insbesondere, ob und wie prekäre Themen kommuniziert und symbolisch vermittelt werden (können). Forschungen, die diese Art der Thematisierungen übernehmen, sie direkt in Forschungskategorien übersetzen und daran ihre Forschungsfragen knüpfen, tragen maßgeblich zur Herstellung und Aufrechterhaltung herrschender sozialer Diskurspraxen und zur Tradierung sozialer und gesellschaftlicher Tabuisierungen bei.

⁷ Vgl. Süddeutsche Zeitung 1998, 18.

